

Berliner Tageblatt.

Der Zeitgeist Nr. 15

Der Prozess der Zukunft.

Von einem Rechtslehrer.

Die bisherigen Ergebnisse der Verhandlung der Straf-
sache im Reichsgericht lassen es als fraglich er-
scheinen, ob die Annahme des abgedruckten Entwurfs vom
Präsident des preussischen Justizministeriums, insbesondere des seit vielen
Jahren in der Strafrechtswissenschaft nicht empfohlen
worden, und ob nicht der zweifelhafte Gewinn, der in
der Vereinfachung der Verhandlung gegen die erheblichen
Entlastungen der Angeklagten zu stehen, die Vorteile
überwiegen. Die Angeklagten sind sehr zahlreich, die
Angeklagten sind, deren Angelegenheiten zu fordern gewagt
zu werden erlaubt wird.

Wenn man bedenkt, daß der angegebene und offen-
sichtlich Zweck der Novelle, inwieweit die Einführung
der Verhandlung der Verurteilung und die Entschä-
digungspflicht des Staates an unschuldig
erachtete, eine größere Gewähr für gerechte und
richtige Urteile der Strafgerichte, beziehungsweise den Erfolg
dieser im unrichtigen Urteil dem Angeklagten erwanderten
Entschädigungsmittel bieten soll, so ist es andererseits schwer
schwierig, wie man Maßnahmen, die zum Schutze
dieser Angelegenheiten getroffen waren und sich im Großen
diesem bisher gut bewährt haben, sozusagen
den Prozess aufzugeben. Es ist hier nicht der
Ort, alle Einzelheiten der Novelle, deren unrichtige An-
nahme noch immer nicht genügend gewürdigt wird,
anzugehen, nur noch einmal sei, wie schon wieder-
holt an dieser Stelle, darauf hingewiesen, wie höchst
schwierig die von der Regierung vorgeschlagene
von der Justizkommission mit geringer Majorität abge-
lehnten Vorschläge der betreffenden Strafrechtswissenschaft-
ler mit zwei Richtern, anstatt mit fünf wie bisher,
in der Praxis gestaltet würde.

Die von der Kommission vertretende hochprozentige mehrheit-
liche Oberlandesgerichtspräsident v. Buchta die Regierungs-
kommission mit der Empfehlung, drei Richter zu ernennen, ist
der Vorschlag, drei Richter zu ernennen, ist
der Vorschlag, drei Richter zu ernennen, ist
der Vorschlag, drei Richter zu ernennen, ist

und die sogar mit sieben Besetzten des Reichsgerichts? Warum
behält man als erkennendes Gericht für Hoch- und Landes-
verwaltungsbehörden die zwei vereinigten Strafsenate des Reichs-
gerichts mit nicht weniger als 14 Mitgliedern bei? Ist man sich
der Anomalie nicht bewußt, welche darin liegt, die erkennende
Strafkammer erster Instanz mit drei Richtern, dagegen die
Verwaltungsstrafkammer (gegen Schöpfungsurteile) mit fünf Rich-
tern zu besetzen? Nach der ganzen Struktur der Prozessordnung
sollte bei schwereren Straftaten, bei denen auf längere Strafen
als bei geringfügigen Vergehen, bei denen es sich nur um
verhältnismäßig unbedeutende Strafen handeln kann. Nun,
die nur mit drei Richtern zu besetzenden Strafkammern werden
fast täglich in der Lage kommen, auf Justizräten erkennen zu
müssen, und können folglich bis zu 15 Jahren festsetzen, die
mit fünf Mitgliedern besetzte Verwaltungsstrafkammer kann auf
Zuchthaus niemals und auf Gefängnis nur bis zu
2 Jahren erkennen! Bleibt hierin Raum?

Ein entscheidender Minderheit gegen den bisherigen Zustand
ist auch die nach dem Regierungsvorschlage von der Kom-
mission gebilligte Aussetzung der Verurteilung. Die
Verhandlung vor dem Verurteilten ist nicht schriftlich und
formell, das heißt: es werden zur Vermeidung von Kosten die
Zeugen in der ersten Instanz vernommen, Zeugen regelmäßig
zu neuen Hauptverhandlungen nicht geladen werden, sondern
es wird ihre protokollierte Aussage protokolliert werden. Und
das ist ein Punkt, der, wie jeder Richter begreifen wird, zu einer
formularenmäßigen Rechtsprechung führen muß. Denn
das Protokoll in der Hauptverhandlung wird von jungen
Referendaren oder ungeliebten Aktuaren geführt, die weder
befähigt, noch in der Lage sind, bei komplizierten, vielleicht
vielleicht Stunden lang dauernden Sätzen die Aussagen der
Zeugen in ihren wichtigen Punkten richtig, klar und sach-
gemäß zu fassen. So kann aber gilt als die beschwerde-
würdigste Auslage des Zeugen, für welche er jederzeit strafrechtlich
verantwortlich gemacht werden kann, eine falsche, vielleicht
erst nach der Verhandlung fixierte Niederschrift im Einigungs-
protokoll, die dem Zeugen nicht vorgelesen wird,
und deren Übereinstimmung mit dem, was er ausgesagt
hat, der Zeuge nachprüfen gar nicht in der Lage ist. Und
auf Grund solcher Aussagen, deren charakteristische Merk-
male eben nur darin hervorzuheben, wenn man sie vom Zeugen
erhalten hört, soll sich dann das Berufungsgericht ein
Urteil bilden, welches eine richtige Entscheidung der Vor-
instanz gewährleisten soll? Wie häufig kommt es nicht vor,
daß ein Zeuge durch kein Zutreten und die störende und
unrichtige Art seiner Aussage auf den erkennenden Richter
vorherber in dem Eindruck verbleibt, ungläubig
nicht macht, und er sich nicht entscheiden über die
Schuldfrage aussprechen läßt. Alles das fällt bei der
schriftlich fixierten Aussage des Zeugen fort, und das Be-
rufungsgericht läßt darauf vielleicht ein Gewicht, welches es,
wenn es den Zeugen sehen und hören würde, niemals
darauf gelegt haben würde.

Was man den Vorwurf zu sein, um die lebhaftesten
Bewegungen zu haben, die für die Strafverfolgung eintreten
müßten, wenn die Befehle der Justizkommission in ihrer

jetigen Gestalt Gesetzkraft erlangen. Der aber ein Menschen-
alter als Staatsanwalt und Richter thätige jegliche Rechts-
gerichtspräsident Dr. Langkeit entwirft (in der Zukunft
No. 19) ein drittes, aber — leider! — unterförmiges Bild des
künftigen Prozesses, wenn er als typisches Beispiel folgenden
Fall anführt: „Ein Mann hat das Unglück, irrtümlich
etwas objektiv Unwahres zu beschwören. Es tritt Ver-
folgung ein, die der Staatsanwalt ohne Vorunterrichtung
durchführt, da ja die Unwahrscheinlichkeit der beschworenen Angabe
feststeht. Der Angeklagte wird durch einen wenig
informierten Anwalt vertreten. Der Staatsanwalt er-
hebt öffentliche Klage, das Hauptverfahren wird eröffnet und
der Angeklagte zum Termin geladen. Hierbei erklärt er erst,
daß er sich gerigt, und daß ihm der Nachweis seines Zer-
trums obliegt, — ein Fehler zu liegender Beweis. Er ist ver-
hört; das Verlangen nach einem Verteidiger wird ab-
gelehnt. In der Hauptverhandlung tritt er mit schlecht for-
mulierten Beweisanträgen hervor; sie werden abgelehnt, alle
Anträge sprechen ja gegen ihn. Er wird verurteilt. Er
stellt an das Berufungsgericht neue Anträge. Wozu sie er-
heben? Die Protokolle genügen ja und sprechen deutlich.
Ohne daß auch nur ein Zeuge gehört worden ist, wird die
Verurteilung verworfen. Ein Rechtsmittel ist nicht nachweisbar,
die Revision wird gleichfalls verworfen, und der Mann ist ge-
brandmarkt für sein ganzes Leben. Kann er halber seine Un-
schuld beweisen, so hat er Anspruch auf Entschädigung. Was
ist der Prozess der Zukunft!“

Die Schwierigkeiten der japanischen Sprache.

Von (Redaktur verlesen.)

Hugo L. Loewe (London).

Schon seit einiger Zeit gehen in gewissen Kreisen
Mitteilungen durch die Presse, daß Japan im Begriff stehe,
das Deutsche oder Englische als Landessprache einzuführen.
Ein Land, das seine nationale Sprache wechselt, wie ein
Mann seinen Rock, das wäre gewiß ein Schauspiel, wie es
die Welt trotz den Ältern noch nicht gesehen hat. Bisher
haben sich diese Meldungen allerdings nicht bestätigt, aber seitdem
die Japaner so entschlossen und übereinstimmend in weltliche
Gesellschaft angenommen haben, scheint man diesem begabten
Volk alles zuzutrauen — selbst einen die Volkssprache so tief ver-
stehenden Schritt, wie es ein Wechsel der Landessprache sein würde.
Der Ursachen, die zu diesen häufig wiederkehrenden Gerüchten
Anlaß geben, gibt es im Wesentlichen zwei; einmal werden
die Schwierigkeiten, von denen die japanische Schriftsprache
strotzt, ins Treffen geführt, zum anderen Mal soll die
grammatisch verhältnismäßig unentwickelte Landessprache
nicht mehr genügen, den durch Annahme der europäischen
Kultur mit einem Schlag möglichen weitestgehenden
Wachstum der Wissenschaften und Künste zu bringen.
Einem Europäer steht schwerlich ein Urteil darüber
zu, wie weit dieser letztere Grund sichhaltig ist, jedoch sollte
man meinen, daß das bekannte große Assimilationsvermögen
der Japaner auch dieses Hindernis nehmen muß. Was
betrifft die Schwierigkeiten der japanischen Schriftsprache an-
langt, so sind wir zur Beurteilung dieser Frage

Eine Geschichte des Spiritismus.*

Von Dr. Hans Barth (Horn).

Die Frage des Spiritismus ist wichtiger als jede politische
„Leine Frage“, hat Lord Balfour irgendwo geschrieben.
Der Band ist die Geschichte des Spiritismus, von dem
Herrn Barth, der durch seine Arbeiten in der
wissenschaftlichen Forschung und Publizität, der unter die
ersten gegangen ist, legt seinen Anspruch seinem Werte
Motto vor. Ohne nur die Enteng des edlen Herdes zu
verleihen — auf alle Fälle geben wir zu, daß, hand-
lich um Offenbarung oder geistige Vererbung, die „Ge-
schichte des Spiritismus“ von seinem Ursprung an ein
sehr geringes kulturhistorisches Interesse hat. Ist dieselbe
zugleich die Geschichte der alten Religionen
abhandelt, der Priesterkastei und Priesterkulten,
Kraut, der tödlichen und schmerzhaften Götterkulten,
Entwickelung der gesamten Naturerkenntnis,
ist die Geschichte des Spiritismus, wie gesagt, Spiritismus, aber
den wir voraus, ist feiner von der Sammelgemeinde,
im bloßen Glauben in jedem lebenden Papierchen, jedem
edlen Menschlein, jedem Menschen im Hohl der Annäher-
ung der Geisteswelt wirkt. Die Besime ist, soweit dies bei
jedem spiritistischen Lebensvorgang möglich ist, Spiritismus und
ist sich aber gar nicht anders, das dem Grob seiner Ge-
menschaften Dogma ist. Immerhin lautet das A und O
des Spiritismus dahin, daß zu allen Zeiten und bei allen
Völkern die spirituellen Phänomene beobachtet wurden,
die alle Völker an Geister (wenn auch nicht an Gott oder
die Unsterblichkeit) glauben, daß endlich der Glaube an
Unsterblichkeit der Geist eben der Beobachtung seiner Dori-
genen Ursprung verleihe.

Die Besime mit beispiellosem Fleiß zusammengestellten und
überarbeiteten von Daten, Anecdotes und Parallelen ent-
scheidend Wert, von dem aus der erste Band vorliegt, be-
trifft den „Geistlichen“ und behandelt alsbald in einer Reihe
von Kapiteln Religion und Geistesleben der Germanen, Slaven,
Arabier, Kelten, der Mexikaner und Inkas, der Ägypter, der
Chinesen, der Chaldeer, Babylonier, Assyrer, der Perier, Ägypter,
Phönizier und Christen, der Juden, Griechen, Römer,
und der ersten Christen. Alles dies ist mit zahllosen Bei-
spielen, Taten und Geschichten entnommenen Beispielen ge-
füllt. Die Besime, die Geschichte des Spiritismus,
H. Barth, Dr. Hans Barth, Dr. Hans Barth, Dr. Hans Barth,
H. Barth, Dr. Hans Barth, Dr. Hans Barth, Dr. Hans Barth,

wird, die die Lesure des Buches höchst unterhaltend und
angenehm gestaltet. Notabene übernimmt der Autor für die
mehr oder minder distinkte Wahrheit seiner Aussagen keine
Verantwortung, denn: „Nielsen dienen vor allem dazu, den
Glauben der betreffenden Zeit zu charakterisieren. Dies gilt
nicht nur für die Geschichte, von der ich nun zwei ab-
sonderliche Dinge, das Orakel von Delphi und den Da-
mon des Sokrates, als bewiesen erachte.“

Folgen wir dem Verfasser im Zuge durch einige der in-
teressanteren, beziehungsweise originellsten Kapitel seines
Buches. Da giebt uns die Besime ein Bild von Hamens,
der er als ein vollkommenes Medium im Besitz der so-
genannten automatischen Schrift, sowie als Epileptiker schil-
dert. Im Islam sowohl wie bei den Juden will der
Verfasser übrigens auch den Vorgang der sogenannten „Le-
vitation“ — des Schwabens, beziehungsweise Fliegens an
Störern — beobachtet haben. Er citirt zum Beispiel
folgendes merkwürdigen Fall der in Anwesenheit
des Prinzen von Wales in Stuttgart, 1876, gesehen sein
soll. Ein Faßr stieg drei Schwärmer neben einander mit der
Spitze nach oben in die Erde; auf diese wurde in kata-
leptischem Zustande ein zweiter Faßr gelegt, dem man nach
einander die Schwärmer unter dem Weibe wegzog. „Tropfen“
— heißt es — „ließ dieser Körper beim heilen Tageslicht
und vor den Augen von 5000 Zuschauern in derselben hori-
zontalen Lage schweben, zwei Fuß über der Erde. Nach
einer Zeit riefen die Faßre den kataleptischen Körper ins
Leben zurück.“ — Einigen jungen Regern hielt ein Faßr eine
Hand voll angefeuchteter Kränze über das Haupt, worauf der
Körper steif und aufsteifend leblos wurde und sich etwa
drei Fuß hoch in die Luft erhob, um schwebend jeder Be-
wegung zu folgen, die der Faßr mit dem Wunderkraut
machte. Unter gewissen Umständen hätten sich dermaßen der
Schwärmert bewachte Körper sogar bis zu hundert Fuß hoch
in die Luft erheben! Also ein gewisser Dr. Kellin
in der „North American Review“. Die Geschichte des
Experiment — das moderne Forscher durch eine
Massenhypnose seitens des Faßres oder sonstigen Wunder-
menschen erklären wollen — können wir übrigens noch in der
Folge bei Simon Magus zu sprechen. Der Verfasser er-
zählt uns auch von dem vornehmlich aus dem Kommerzien-
berufen, sogenannten Dala Lama, der auf Grund
eines (H) Besime als... achtjähriger junger Bube
geschildert wird, der sich mit dem ständigen Geizrich

den solbt in seinem (Hensolbs) deutschen Dialekt unter-
hieß! Ein Beweis, daß der Dala Lama mehr kann, als nur
mit dem Kopfe wackeln.

Belebende Wunderkraft wird natürlich den klassischen
Bauern und Priestern und Wäldern verbunden die
vieler ihrer mystischen Gebrauche, von den Phönizier und
Juden übernommen hatten. Schwärmer hat das phö-
nizische Orakel der Theraphim, das auf folgende
Weise erzielt wurde. Man idolete einen Erhgeborenen, schmitt
ihm das Haupt ab, spaltete es, wusch es mit Salz und Del,
fühlte unter der Zunge eine goldene Kugel mit dem Namen
eines Dämons ein und stellte den Kopf alsdann
in eine Mauerische, vor der man eine Lampe anzündete.
Nief man nun den Dämon an, so antwortete derselbe durch
den Mund des Orakels. — Humaner und ästhetischer waren
natürlich die griechischen Orakel mit ihren Puthen
(Sommantulen), die, obwohl abschätzig unter den ungeschickten
Klassen angesehen, in fremden Zungen redeten, mit ihrem
Resentstempeln, Traumdeuten u. i. v. Die Puthen
waren nichts anderes als die heutigen Medien. Ehe die Drei-
mittlerin zwischen Göttern und Menschen sich auf den Drei-
füßler setze, laute sie Vorbedächter, was den magischen
Schlaf leichter herbeiführen soll. Der Dreifuß selbst stand
aber einer Spalte im Boden in der Mitte des Tempels, woraus
Dämpfe aufstiegen. Diese letzteren waren es nun besonders,
die die Putha in einen Zustand der Nervenreizung und Katalei
verleiten. Unangenehm für den Laien war jedoch das Kro-
phontische Orakel in Boeotien. Der nach Wichtigkeit bedingte
Schlaf die Faße voran, in ein Erloch geschoben, in das er
durch unglückliche Gezeiten hineingezogen wurde. War der
Patient in der geheimnisvollen Höhle verschwunden, so wurde
sein Körper von einem Stuhel im Kreis herumgebracht, und
er bekam allerlei Dinge zu sehen und zu hören — Dinge, bei
denen er ganz sicher mit der bekannten Situation oder vielmehr
Befugter der Friedeische Komplex, mit der Marcha del
Puffalo della Valle (vgl. ihr Gedicht über den „jüngsten
Tag“, Stuttgart, Hallberger) ausweisen konnte:

„Ein Tag, derartig interessant,
Niemand auf Erden war,
Schick das Schicksal wird bekant,
Vor aller Welt wird's klar.“

Nach vollbrachter Weissagung oder Vision wurde der In-
*) Der Autor meint, derselbe habe Beziehungen zu den „modernen
Spiritisten“ gehabt.

vielleicht kompetenter als die Japaner, geht doch der
Europäer, der an das Studium des Japanischen heran-
treten will, von einer anderen Gesichtspunktansicht
aus, so daß er in den meisten Fällen durch
die große Ausfallslosigkeit, zu einer einigermassen be-
liebigen Wiederholung der japanischen Schriftsprache zu gelangen,
von seinen Studien gleich wieder abgelenkt wird. Eine
erschöpfende Darstellung dieser Schwierigkeiten zu geben,
würde über den Rahmen dieses Artikels weit hinausgehen;
es kann sich hier nur darum handeln, in wenigen großen
Zügen dem Leser einen Begriff von der Sprache eines Volkes
zu verschaffen, das durch die Ereignisse der letzten Monate
so sehr in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt ist.
Sobald der Entschluß, Japanisch zu lernen, gefaßt ist, sieht
man vor der Entscheidung, welche Sprache man sich zu eigen
machen will, die Umgangs- oder die Schriftsprache.
Beides sind verschiedene Idiome mit einem verschiedenen
Wortschatz, einer verschiedenen Syntax und verschiedenen
Sprachgebräuchen. Entschieden man sich zunächst für
die leichtere Umgangssprache, deren Erlernung einem
intelligenten Schüler in einem bis zwei Jahren gelingt, so
selbst mit ihrer vollkommenen Beherrschung nur bis zum
japanischen Jülitertentum gebracht hat. Für den persönlichen
Verkehr mit Eingeborenen in Japan mögen die erwor-
benen Kenntnisse vielleicht ausreichen, aber keine japanischen
Briefe, keine schriftliche Abmachung wird man lesen können
von den Werken der japanischen Literatur ganz zu schweigen.
Für den Besitzer ist daher die Umgangssprache von vorn-
herin so gut wie nutzlos; für ihn hat nur die Schriftsprache
Interesse, weil diese allein erst einen Einblick in den Bau der
japanischen Sprache und die Empfindungsweise des Volkes,
das diese Sprache entwickelt hat, ermöglicht.

Die ersten Bemühungen müssen daher darauf gerichtet sein,
Japanisch lesen zu lernen. Das ist jedoch leichter gesagt,
als getan. Bekanntlich ist das Japanische ebenso wie das
Chinesische eine Silbenschrift, d. h. es kennt keine Buchstaben
in unserem Sinne, sondern verwendet statt dessen Silben-
zeichen. Wie wir unter dem Wort „Alphabet“ von Anfang der
griechischen Buchstabenfolge abgeleitet haben, so bezeichnet der
Japaner das System seiner 47 Silbenzeichen als „Alphabet“ nach
den drei ersten Silbenzeichen: „i, ro und fa“. Mit diesen 47
Zeichen, zwei Akzenten (ngori und mera), einem Zeichen für
das nasele n als Endbuchstaben, Silbenverdoppelungszeichen,
Dehnungszeichen und einigen gebärdlichen Zusammen-
setzungen kann sich der Japaner schriftlich ausdrücken. Jeder
bedeutet er sich nicht mit einem Zeichen, sondern benutzt deren
mehrere, wodurch die Lesart japanischer Texte maßlos er-
schwert wird.

Ueber die Erfindung des Jrofa gibt uns die große
japanische Enzyklopädie „Ma-tan-jan-jai-byu-ue“ mit folgen-
den Worten Auskunft: „Die 47 Zeichen des Jrofa
bildeten ursprünglich ein Gebilde. Die Zeichen von
der Seite i bis zu wa (das sind 12 Zeichen) wurden
von einem Priester Namens So-mo verfaßt; die
übrigen von wa bis zu (32 an der Zahl) wurden den ersten
von So-ko, der den Titel Dai-si (d. i. Großmeister) führt,
hinzugefügt.“ Das fragliche Gebilde lautete folgendermaßen:

iro fa ni-fo-fo to si-ri nura wa
wa-jo yo de-ro so tsu-uo nra-mu
u-ri no o-ku ya-ma-ko-fo-ye-to
A-sa-ki-ya-me-mi-si-efi mo sso-su

oder in einer von So-ko besorgten metrischen Uebersetzung:

Ich hab die Blüten Pracht und Duft so bald verfliegt!
Was möchte wohl in unsrer Welt von Dauer sein?
Sich hier zu tun von Anfang bis zum Niedergang.
So bleibt ein leerer Raum, nicht einmal Freudenrausch.

Nebenbei bemerkt, war So-ko Dai-si (774-834 n. Chr.),
der gemeinlich als der Verfasser des Jrofa genannt wird,
einer der japanischen Apostel des Buddhismus, den er im
Jahre 804 n. Chr. China verlassen hatte.

Das einfache japanische Jrofa ist unter dem Namen
Kato-fa, das heißt Buchstabenzeichen, bekannt. Die
aus wenigen Daten oder Etüden bestehenden Zeichen, die
unverwunden unter einander gesetzt werden — der Japaner

schreibt bekanntlich rechts oben beginnend in vertikalen Reihen
nach links unten — sind Bruchstücke oder Elemente der
möglichst leicht einprägen. Gebrauchlicher als das Kato-fa
ist jedoch eine zweite, Jiro-fa genannte Schrift, die ebenso
wie das Kato-fa von einer chinesischen Schriftart, dem
Tiao-ku, einer sehr der Willkür des Schreibers unter-
worfenen Kurzschrift, abgeleitet ist und wie das
Tiao-ku eine große Unübersichtlichkeit der Formen je nach
der Verbindung der verschiedenen Zeichen unter einander
oder nach dem persönlichen Geschmack des Schreibenden zu-
läßt. Mit dem Titel füglich hingeworfen, auf dem Wege
des Goldschnitts facsimilierte Jiro-fa-Schrift zu entziffern,
bietet für den Europäer ungeläufig dieselben Schwierigkeiten,
die für den Japaner beim Lesen einer Schrift und recht leicht
mit der Feder geschriebenen europäischen Briefes empfunden
würde.

Zu den etwa fünfzig Kato-fa-Zeichen, die sich der An-
fänger zuerst einprägen hat, gesellen sich also etwa hundert
weitere, die sich mehr oder weniger ähnlich schreibende Jiro-fa-Zeichen
hinzu, die das Gedächtnis ferner befestigen. Aber mit Kato-
fa und Jiro-fa ist die Zahl der japanischen Schriftarten
noch lange nicht erschöpft. Das Man-wo-fa leitet sich ebenso
wie das Kato-fa von der chinesisch-klaffischen Schrift, aber
von anderen, homonymen Silbenzeichen ab. Es findet sich
zuerst verwendet in der Sammlung alter Gedichte, „Man-wo-fa“
Sammlung der 10,000 Klaffen — von der es keine Klaffen
erhalten hat. Das Yamato-fa beschränkt die japanische
Nationalität zu sein, es ist aber wie das Jiro-fa nur eine
Ableitung der chinesischen Kurzschrift Tiao-ku. Wieder ein
anderes Jrofa wurde im Jahre 1000 nach Christi von dem
Bonzen Jro-fa-ko aus China nach Japan gebracht und wird
heute in Japan für die Schrift der Klaffen verwendet. Die
Bücher sind meist sehr schön, aber die Klaffen sind nicht
besonders schön, die der Buddhismus aus Indien her-
übergenommen sein muß, da sie den Charakter der indischen
Schrift Deva-nagari bewahrt hat.

Wir haben somit jetzt schon sechs verschiedene Schriftarten:
Kato-fa, Jiro-fa, Man-wo-fa, Yamato-fa, Jro-fa-ko
und Wot-si. Der Anfänger kann natürlich nicht alle sechs
gleichzeitig lernen; er wird sich zunächst mit Kato-
fa und Jiro-fa begnügen, muß sich dann aber
darauf gefaßt machen, daß er bei der Lesart plötzlich
auf Stellen stößt, die in einer anderen, von ihm noch nicht
bevorzugten Schrift geschrieben sind. Das wäre jedoch
Bücher findet man sehr schön, aber die Klaffen sind nicht
besonders schön, die der Buddhismus aus Indien her-
übergenommen sein muß, da sie den Charakter der indischen
Schrift Deva-nagari bewahrt hat.

Als Sprache hat das Japanische keine Verwandtschaft mit
den Chinesischen; beide gehören verschiedenen Stämmen oder
Familien an, aber noch wie eine Sprache in Japan ist eine
andere, an sich fremdartige eingeboren, was das Chinesische
in das Japanische. China ist das flächtige Land des fernem
Ostens; es spielt für Japan, China, Tonking u. eine ähnliche
Rolle wie das flächtige Skala und Rom für die westlichen
Kulturstaaten. Wie in früheren Jahrhunderten hat uns viele
Bücher lateinisch geschrieben waren, so sind in Japan viele
wenn nicht die meisten der auf flächtigen Schriftart
erhebenden Werke in chinesischen ideographischen Schriftzeichen
abgefaßt. Man würde diese Werke nicht richtig betrachten,
wollte man sie als in chinesischer Sprache geschriebene Ueberset-
zungen japanischer Werke hinnehmen. Die Japaner haben
mit die schwierigsten Bücher, die sie nicht lesen können, in
allen ihren Fällen aus deren ideographischen Sinn be-
halten, ihren phonetischen Wert aber verändert und sie
gleichzeitig japanischen Konstruktionsbedingungen unterworfen.
Ein bestimmter chinesischer Text sieht daher ebenso aus, wie
verschiede Text japanisch mit chinesischen Schriftzeichen ge-
schrieben sind, mit dem einzigen Unterschiede, daß der Japaner
eine eigene den chinesischen Zeichen anfügt, um die durch
fehlende, von der chinesischen verschiedene Konstruktionsart
bedingte Wortfolge zu kennzeichnen. Wörtlich lauten
dagegen beide Stellen ganz verschieden. Ein kleines
Beispiel möge diese höchst merkwürdige Sache er-

läutern. Vier chinesische Schriftzeichen — 1, 2, 3 und
nummeriert bedeuten: „Ich weiß das nicht.“ Japaner
Chineser legen denselben vier Zeichen, auf deren Bedeutung
wir hier aus technischer Gründen leider verzichten muß,
denselben Sinn bei, aber während der Chineser liest:
1 2 3 4
ngo nicht pu tehi
4 6 nicht wollen das
sagt der Japaner an das zweite Zeichen einen kleinen
hinzu, um Umkehrung der Wortfolge anzudeuten, (sich)
das dritte Zeichen eine kleine Zwei, an das vierte
eine Eins und liest dann wie folgt:

1 2 3 4
watakusi-wa kore-wo sira
ich nicht wollen nicht.

Es ist verriecht ersichtlich, daß mit dem Japanischen
Studium des Chinesischen Hand in Hand gehen muß.
Japanisch lernen will, muß daher außer dem Kato-fa
dem Jiro-fa gleich von Anfang an seinen Gedächtnis
214 chinesischen Wörtern einprägen, die den Schrift-
arten der chinesischen Wörterbücher entsprechen. Wenn auch
einige hundert japanische Wörterbücher mit etwa 2000 bis
häufigere Verwendung im Japanischen finden, so ist
genaue Kenntnis der 214 chinesischen Schlüssel unerläß-
liche Vorbedingung für Jeden, der ein japanisches Buch zu
nehmen will. Auch in den nicht in der flächtigen Schrift
geschriebenen japanischen Werken nimmt es von chinesischen
griechischen Zeichen, denen merkwürdigerweise die Defini-
tionen von wa, no, ni, wo, zu in Kato-fa oder Jiro-fa beige-
werden. So kann beispielsweise in demselben Buch die
rebe in Man-wo-fa oder Yamato-fa, der Tegin Jiro-fa
mit reichlichen ideographischen Zeichen und angehängten
Hieroglyphen in Kato-fa geschrieben sein. Es ist die
Kato-fa-Schriftartenverwirrung.

Wollens zur Verzeihung gebracht wird über der
fänger, wenn der japanische Schreiber, was sehr häufig
fall ist, sich nicht mit den flächtigen-chinesischen Zeichen
beschränkt, sondern noch viele japanische Kurzschrift Tiao-ku
benutzt. Mit einiger Übung gelangt es, ohne tiefere Kenntnis
die Fragestellung der chinesischen Schrift in einem flächtigen
Wortzeichen die Mängel zu entdecken, die allein die Auffin-
den der 80,000 Zeichen des chinesischen Wörterbuchs
möglich. Trist dagegen noch Tiao-ku hinzu, so ist die
Auffindung weit so gut wie unmöglich, daß nicht der japan-
ische Schreiber vortheilhafter gleichzeitige interlineare
Uebersetzung des Tiao-ku-Zeichens in Jiro-fa
wichtigsten Anhaltspunkt. Aber ein japanisches Buch zur
nimmt, bemerkt mit Rechtigkeit diese interlineare Ue-
setzungen, die schon durch ihre Kleinheit auffallen. In
europäischen Gemäht bleibt es allerdings unerfindlich,
halb der Japaner so unerschrocken schreibt, daß er selbst
Uebersetzung des Geschriebenen beifügen für zahllose
Sätze, die sich nicht in einem flächtigen Schriftarten
einer in einem Auszuge der Unterseite zwischen Umgang-
sprache und Schriftsprache zu liegen, als in einem lo-
schreibenden Radikalmittel, das wider den Geist der
leere kündigt würde. Die japanischen Zeichnungen,
die dem Chinesischen entsprechen, sind nicht nur
misslich. Und was hat sich dieser Auszug zwischen Umgang-
sprache und Schriftsprache längst vollzogen; in Japan
er unter dem Druck der Wechsellüste schneller vor sich
als vielleicht von Vielen angenommen wird.

glückselig, wieder mit den Füßen voran, aus der Höhe
ausgespielen, natürlich ohnmächtig und in einem jämmerlichen
Zustand, mit blauen Fäden über und über befeuert. Nur
Apollonius von Tyana, der große Zauberer, den er im
es einem On dit seiner Zügel zulogte, sieben Tage und
Nacht in dem interessanten Lohse aus, wobei ihm das Orakel
ein ganzes Buch diktirt haben soll.

Daß die alten Griechen zum Theil auf denselben Basis
standen wie die heutigen Spiritisten, das scheint dem Ver-
fasser aus verschiedenen hervorzuweisen — unter anderem
aus Apollonius Lehre von der Frömmigkeit der Seele, nach dem
Tode sich zu neuen menschlichen Formen zu verdrängen,
ferner aus der Erzählung des verstorbenen und ins Leben
zurückgekehrten Lespeus. Die Beschreibung, die dieser in
seinem jüngsten Buche über die Seele enthält, entspricht in
gar nichts den landläufigen griechischen Ansichten mit Orakel.
Körper verlassen, habe sie daselbst Gefühl gehabt wie etwa
ein aus einem Schiffe in den Ocean Geworfener. Er sah die
Seelen der gerade Erbenden sich über die Erde erheben und
eine Art leuchtende Kugel bilden, die zerplatze und sie in
menschlicher Gestalt heranstreten ließ. Die Seelen bewegten
sich übrigens nicht alle in derselben Weise; die einen schwebten
mit wunderbarer Leichtigkeit in die höchste Höhe, andere
dieser sich wie Kreisel, stiegen bald empor, bald sanken sie
wieder, u. s. w.“

Ein ganzes, eingehendes Kapitel handelt von dem
„Damon des Sokrates“ von der geheimnisvollen
Stimme, die dem großen Philosophen warnte, so ist ihm
etwas Auangetimes bevorstand, und von der Sokrates
selbst vor Gericht sagte: „Dies merkwürdige Phänomen
offenbarte sich mir seit meiner Kindheit; es ist eine Stimme,
die mich nur vor Gefahren zu warnen, aber mich nie zu
irgend etwas aufzuordnen pflegt.“ Wir erfahren weiter,
daß Sokrates — den französischen Psychologen Gött nach,
trotzdem für „verrückt“ erklärt — auch Gesichtshalluzinationen
und Transmigrationen hatte, daß er bei der Belagerung von
Potida in Katalepie lag und einen Tag und eine Nacht wie
eine Bildsäule in derselben stehenden Haltung verbrachte, daß
seine Prophezeiungen stets in Erfüllung gingen, daß er also ein
hepboragendes Medium war. „Sokrates“ — mit Di
Desme entspricht aus — betrachtet die Spiritisten
aus Sokrates als ihren größten und rühm-
vollsten Märtyrer.“

Bei dem nun folgenden Kapitel der „Römer“ werden uns
des Vauger und Weilen alle die „edlen“ und die Tausen-
Orakel beschrieben, die höchsten Säulen, darunter Weilen
strecken (die Nachkommung beweist nur das Vorhandensein der
w a h r e n Orakel), die Jeunisse Kaiser Sabrianus und seiner
Feind, daß die Memmianer ihren „guten Tag“ sagte, die
leuchtenden, stehenden, tanzenden, blutspühenden, stiers-
zungelnden (!) Götterbilder, die Legende der Sibyllenbücher

mit ihrer Prophezeiung von Kommen Christi u. s. w. u. s. w.
Die drei Schlüsselstücke des ersten Bandes aber handeln vom
Apostel der zwei großen Märtyrer Apollonius von
Tyana und Christus sowie von Simon und Magus,
von denen die beiden ersten in eine Linie gestellt werden.
Apollonius ist in der That das denkbar schönste
Beispiel des Nazarenus: als Anhänger der Pythagoräischen
Lehre — nota bene nicht bloß der drei, die wir von
Platon her nach herkömmlich in Gedächtnis bewahrt — den
er Weilen zu den Magier Aphrasius, Indiens und Gypsiens
und verlegt sich nach seiner Rückkehr seiner selbst aus
Wunderthum. Seine Wunder sind fast ganz identisch mit
denen Christi; er heilt Besessene, erweckt Tote, hat das
zweite Gesicht (so sieht er, wie später Eusebius, aus weiter
Fern die Stadt des Kapitol und die Erhebung des
Domitianus), streift seine Ketten ab und entwirft aus dem
Fester, ja macht sich sogar unsichtbar, was freilich
Signor Di Desme als etwas ganz Gewöhnliches für
Spiritisten wenigstens nicht Uebernatürliches bezeichnet. So
verschwindet Apollonius zum Beispiel Mittags aus Rom, wo
er vor Gericht steht, und ist vor Sonnenuntergang bei seinen
Freunden in Byzanz bei Neapel, was darauf schließen
läßt, daß er auch über einen fünftägigen Zaubers-
mantel verfügte. Die Kirchväter waren Apollonius
natürlich nicht grün und behaupteten wie immer,
wenn der Wunderthäter nicht zu den Jüden gehörte,
er schehe mit dem Tausel im Bunde; dafür erwiderten ihm
aber Hadrian und Karacalla Aläre, und Alexander Severus
stellte Apollonius Bildsäule in seinem „Atrium“ neben dem
Christi, Abrahamus und Orpheus auf. Sinter Apol-
lonius tritt bei unsem Autor die edle Gestalt Christi —
dessen Größe durch die vielfach bistatuelle, ja direkt falschen
Wiederangaben nicht gemindert, ziemlich unrichtig. Christ
Wunder erkennt unter spiritistischen Kreise, übrigens ein
indem er sie durch Hypnose, Magnetismus, beziehungsweise
auch durch spiritistische Mittel zu erklären sucht. Christus
selbst ist ihm kein Gott, sondern, getreu dem Dogma Alan
Kardets, „ein auf dem Wege der Vollkommenheit weit fort-
geschrittener höherer Geist, der mit einer erhabenen Mission
aus die Erde geschickt worden.“ Apollonius stellt er
das heroside Ende Sokrates hoch über den Tod Christi, wie er
in Evangelium beschrieben ist.

Ein etwas komische Figur ist die des berühmten
Zauberers Simon und Magus, der bekanntlich den Aposteln
zu großes Weigern bereite. Simon Magus war ein
fälscher, der den Judentum verlassen und sich dem Götzen
des Apollonius von Tyana. Den Apollonius zum Troß tritt
er als Selbstprophet auf, befragt die Dämonen, wobei seinem
Kohlenbein allerlei phantastische Gestalten entsteigen, heißt
Gegenstände, Statuen u. s. w. sich bewegen, macht sich un-
verwundbar wie ein Fels, verwandelt sich in Föhre, fliegt
coram publico in der Luft herum. Als er diese Nummer

seines Programms eines Tages wiederholen wollte und
Kapitol nach dem Forum niederkam, spielte ihm der
Apostel Simon, wenn eifrighaste Petrus einen hohen Stuhl
er gabt mit Tyränen in den Augen den Simon Trag-
Dämonen, ihn abstaß fallen zu lassen. So geschah
erzug dem Szenenmeister wie dem Schneider von Wien,
er brach beide Beine. Bei einem anderen Jüngerverleude
sich wieder ganz die Ege, so daß man es dem
festen wein. Die Lösung der Schwierigkeit besteht
eher in einem Auszuge der Unterseite zwischen Umgang-
sprache und Schriftsprache zu liegen, als in einem lo-
schreibenden Radikalmittel, das wider den Geist der
leere kündigt würde. Die japanischen Zeichnungen,
die dem Chinesischen entsprechen, sind nicht nur
misslich. Und was hat sich dieser Auszug zwischen Umgang-
sprache und Schriftsprache längst vollzogen; in Japan
er unter dem Druck der Wechsellüste schneller vor sich
als vielleicht von Vielen angenommen wird.

Skizzen aus der östlichen Fremde.

von

E. Eschricht.

(Madras und Zeylan. (Uebersetzung des Verfassers)

Zwischen Smerinka und Kasatin.

Der Zug rollt weiter auf seinen Schienen — immer
immer, vom Morgen bis zum Abend, die Nacht hindurch
wieder bis zum Abend, dieselbe merkwürdige Dose —
lang die Schritte — verweilt getrennt von einander
und wenn eine Hand voll Schlier — zusammengekauft
sich gefinder. Wohnungen der Menschen — mit einem
wilderen Strohdach, das sich kaum vom Boden erhebt
paar Schale — dann und wann auch Rinder; daneben
Hüte in seinem zerlegten Rindschaf, die Haare auch wie ein
wilderes Strohdach auf dem Kopf; nichts sichtbar, als
Küster, Gänge, verformende Formen — als ob alle Herr-
des Lebens sich in die wenigen großen Städte des

neuen Waben zugeführt hat, und dessen von Anfangs bei der kurzen Charakteristik dieses Meisters als „Schöpfer der neuesten Instrumentalfamilie“ nicht gedacht, hat er bis jetzt seinen namhaften Nachfolger unter den deutlichen Komponisten gefunden. Wir meinen das Gebiet des Oratoriums und der Kirchenmusik. Bekanntlich hat Bixt den Versuch gemacht, für die Kirchenmusik (speziell die katholische) wieder den Standpunkt zu finden, welchen die großen niederländischen und italienischen Tonmeister der Renaissance, an ihrer Spitze Palestrina, im Gegensatz gegenüber eingenommen haben; in seinen Oratorien aber nicht er diesen Stil vielfach mit weltlichen, fast opernhaftelementen. Wie gesagt, ist ihm unter den deutlichen Komponisten auf diesem Wege bis jetzt niemand gefolgt, und der Gönner, der etwas Gleichartiges zu schaffen suchte, ist ein Belgier, G. d'Ar Zinet, dessen Oratorium „Jeaniskus“ ganz auf biblischen Boden erwachsen ist. Die deutlichen Oratorien und Kirchenmusikkomponisten aber stehen auch heute noch auf dem Standpunkte eines Bach und Beethoven oder eines Mendelssohn und Schumann.

Der hervorragende Meister der ersten Richtung ist, wenn wir von Walpurg abgehen, Albert Wedekind, der Direktor des Englischen Theaters in Berlin, und sein bedeutendstes hierher gehöriges Werk, seine große Messe in B-moll, hat bei seinen Erscheinungen ein geradezu kolossales Aufsehen erregt. Weniger bedeutend ist Wedekinds zweites großes geistliches Werk, das Kirchenoratorium „Selig aus Gnade“. Von seinen kleineren Werken ist namentlich die „Reformationssantate“ bemerkenswert. Weiterhin zeigt sich, wie komponist als Meister des polyphonen Tonraums, dessen Können fast an Bach erinnert, der es aber, besonders in seiner Messe, verstanden hat, den von Bienen als überlebt verfahrenen Formen der Fuge und des Kontrapunktes neues Leben, modernen Geist einzuhauchen.

Nach Felix Draeseke, dem Dresdener Meister, nennen wir an diesem Orte, und zwar seines lebenden „Reizem“ wegen, sowie deshalb, weil er in der Beherrschung der Kompositionstechnik ohne Weiteres auf gleiche Stufe mit Wedekind zu stellen ist. Als Schöpfer mehrerer, leider wenig bekannt gewordenen Opern wäre er schon oben anzuführen gewesen, da er mit ihnen ganz auf Wagnerischen Standpunkte steht, als Symphoniker, wie nennen wir seine „Symphonia tragica“, hätte er gleichfalls schon, vielleicht neben Wagner, mit dem er das Schicksal teilt, bis jetzt viel zu wenig nach Verdienste würdigt worden zu sein, genannt werden können. Eine so vielseitige Künstlernatur wie Draeseke läßt sich aber nicht gewissermaßen einschließen in eine bestimmte Kategorie; doch dürfte er, wenn wir von den komponierten der Zeit nach Wagner und Bixt sprechen, auf keinen Fall übergangen werden.

Unter den lebenden Tonsetzern, welche sonst noch das Oratorium pflegen, in ihrer Auffassung befehlen aber mehr den Mendelssohn-Schumannischen Bahnen folgen, sind die bekannten Max Bruch und Georg Biedling, zu denen sich in letzter Zeit noch der Schweizer Friedrieh Hegar mit seinem Oratorium „Manale“ gesellt hat. Wir finden nicht die Meinung, daß ihrer Richtung noch eine große Zukunft beschieden ist, und glauben nicht an eine lange Fortdauer ihrer Werke, so anerkanntswürdig die letzteren an sich auch sein mögen, und so sehr gegen unsere Auffassung die Thatsache zu sprechen scheint, daß sie zur Zeit noch der vollen Kunst der Hörer sich erweisen, wie beispielweise der oben erwähnte „Manale“ Hegars, welcher es in kurzer Zeit zu einer großen Zahl von Aufführungen in den verschiedensten deutschen Städten gebracht hat. Solche Erfolge erklären sich leicht, wenn man im Auge behält, daß all diese Werke weder an die Ausführenden noch an die Hörer über große Anforderungen stellen und somit der natürlichen Tragweite beider Theile auf das Höchste entgegenkommen.

Wollten wir nun noch alle Namen nennen, welche sich seit Wagner und Bixt in zweiter und dritter Linie an deutschen Komponistenstimmeln aufgezählt haben, so würde ein dieser

Band für ein solches Regimen gerade ausreichend sein. Denn was die Maschinenmusik der gegenwärtigen musikalischen Produktion anbelangt, so steht sie hinter der über vorhergehenden Periode nicht nur nicht zurück, sondern sie übertrifft sie alle und erfährt von Jahr zu Jahr noch eine fortwährende Steigerung.

Ob sich in dieser Weise aber eine oder mehrere Persönlichkeiten finden werden, die diesen Platz eine neue Richtungsbewegung in der deutschen musikalischen Kunst hervorzuheben, ob wir schon im Beginn einer solchen Bewegung stehen, oder die durch Wagner und Bixt erreichte Höhe noch im Sinken begriffen ist, ob wir den Zeitpunkt erreicht haben: das sind Fragen, die erst die Zukunft beantworten kann. Wünschenswert ist die Verwirklichung der deutschen Tonkunst, daß die Antwort günstig lautet, und sich manche Hoffnung nicht als eine trügerische erweise!

Adolf Arronge und das Theater.

von

(Redaktent verboten)

Ferdinand Hunkel.

Das Theatervolk hat sich gegen die Öffentlichkeit stets durch eine künstliche Mauer abgegrenzt, und außer einigen Lebensentwürfen über das interne Theaterleben wenig bekannt geworden. Zwar sind unmaßige Schauspielermemorien erschienen, es ist Theatergeschichte in Menge geschrieben worden, aber jedes waren eben nur subjektiv gefärbte Erinnerungen, dieses nur trodene Geschichte, das wirkliche Leben hat bis jetzt nur selten intime Bekanntschaft erfahren.

Nur jetzt Adolf Arronge mit einem kleinen Büchlein „Deutsches Theater und deutsche Schauspielerwelt“ (Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt), dem es zwar nicht an Theaterkenntnissen mangelt, das aber — wie das von dem Dichter so lebensvoller Volkstümlichkeit nicht anders zu erwarten war — doch auch ein gut Stück weltlichen Theaterlebens enthält, ist über das interne Theaterleben wenig bekannt geworden. Der Verfasser hat in den langen Jahren, die er dem Theater angehört, Erfahrungen gesammelt, die unschätzbar sind, und er hat viele neuen Ideen und vor allem ein warmes Herz für den Ambos der Bühnenkunst, den Schauspielerstand. Er ist nicht nur der einseitige Direktor, der dem Schauspieler alles verlangt, aber nichts dafür bietet, sondern er sucht die Schwächen überall zu finden und materiell zu beheben. Freilich verkennt er durchaus nicht, daß viele, die sich Schauspieler nennen, besser an die Nähmaschine oder hinter das Kontorputz zurücktreten würden. Diese, die aus Hang zum Nichtstun oder um einen Defizit ausfüllen zu ungeduldetes, ungelobtes Gebaren zu haben, zur Bühne gehen, sind, finden in Arronge den allerhöchsten Gegner. Für sie ist ihm kein Theaterplatz, kein Kontakt streng genug, denn er sieht in ihnen den alleinigen Grund der wirtschaftlichen Noth und gesellschaftlichen Entwürdigung des Standes. Diese werden auch immer und unter allen Umständen unruhig sein, da sich gegen sie stets, sowohl das Schiedsgericht als die öffentliche Meinung erheben werden.

Das Schiedsgericht ist für Arronge Gegenstand schärfster Verurtheilung, er sieht in ihm eine durchaus ungelobte Institution, die unter den gegebenen Verhältnissen absolut nicht Gutes wirken kann. Es ist in erster Linie dazu da, die Streitigkeiten zwischen Schauspieler und Direktor zu schlichten, und befehlt offiziell zu gleichen Theilen aus Bühnenteilnehmern und aus darstellenden Künstlern. In Wirklichkeit aber haben die Exekutoren stets das Übergewicht, denn bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des „Lunatics“ immer ein Bühnenteilnehmer. Die aufschreienden Künstler sind also stets Gerecht, und das „feindliche“ Lager auf ihrer Seite haben, falls sie ihr Urtheil zur Geltung bringen wollen.

Diese Zusammenkunft, so unangenehm sie ist, wurde aber erst nach langen Kämpfen erreicht, denn früher bestand das Richterkollegium aus drei Direktoren und zwei Schauspielern. Das Verfahren war und ist ungemein unästhetisch und durch-

aus schließlich, die Richter können sich nie aufsprechen, da in ganz Deutschland in Entfernungen von Nürnberg Königsberg von einander ihrer Wohnort haben. Dies förmliche Richterkollegium fand sein Ende gelegentlich des Jahres 1894 contra Barina, in dem es sich infompetent erklärte, es handelte sich bekanntlich damals darum, daß Frau Barina es ablehnte, in vorgeschriebener Mitgliedschaft die Bühne für den Abend zu übernehmen, worauf Barina Künstlerin Knall und Fall entließ. Die Inkompetenzentscheidung des Schiedsgerichts veranlaßte die Genossenschaft des Bühnenglieder zu einer Anrufung des Schiedsgerichts, das den Entscheidungskörper zu wählen. Die Anrufung des Schiedsgerichts war ein neuer Konfliktparagraf, der sich jeder Schauspieler verpflichten mußte, an ihm namhaft gemachten wahlfähigen Bühnengliedern, d. h. solchen, die den neuen Paragrafen unterworfen waren, die zur Mitwirkung am Schiedsgericht nötigen Mitglieder zu wählen. Die Anrufung des Schiedsgerichts war ein neuer Konfliktparagraf, der sich jeder Schauspieler verpflichten mußte, an ihm namhaft gemachten wahlfähigen Bühnengliedern, d. h. solchen, die den neuen Paragrafen unterworfen waren, die zur Mitwirkung am Schiedsgericht nötigen Mitglieder zu wählen. Die Anrufung des Schiedsgerichts war ein neuer Konfliktparagraf, der sich jeder Schauspieler verpflichten mußte, an ihm namhaft gemachten wahlfähigen Bühnengliedern, d. h. solchen, die den neuen Paragrafen unterworfen waren, die zur Mitwirkung am Schiedsgericht nötigen Mitglieder zu wählen.

Das Schiedsgericht besteht aus drei Richtern; die Verhandlungen über jede Angelegenheit werden öffentlich und mündlich geführt. In der Verhandlung wird ein genaues Protokoll genommen. Der Spruch wird in geheimer Abstimmung gefaßt, das Protokoll ist öffentlich verfaßt, und zwar unter Angabe des Stimmzähl.

Ein einstimmig abgegebenes Urtheil ist rechtskräftig; gegen einen Spruch von zwei Stimmen gegen einen Spruch des Schiedsgerichts ist die Appellation an das Schiedsgericht des Bühnenglieders zu.

Das waren die wesentlichen Grundzüge des Arrongeschen Vortrags. Wenn man ihn angenommen hätte, so wäre jeder Streitfall zwischen Direktor und Mitgliedern sofort erledigt gewesen, wenn man sich nicht für die über die letzten Jahre unter Anführung der Parteien und Jungen einen allmählichen Einbruch empfangen und deshalb mit viel mehr Geduld und fadenscheiniger Urtheil ihren Spruch fällen konnten, die Schiedsrichter des Bühnenglieders, die nur auf den individuellen Verstand sich stützen.

Das wäre vielleicht ein großer Fortschritt gewesen, so lokal wie Arronge ist die Weisheit der deutschen Bühnenleiter nicht, sonst hätten sie längst die grammatik harten Paragrafen mit ihrem einseitigen Rindungsparagrafen abgeschafft und durch mildere, menschenwürdigere ersetzt.

Der Verfasser wagt in seinem Buche das Recht für die Bühnenleiter, wenn sie es wollen, aufrecht zu erhalten, und die Bühnen dem Direktor zu überlassen, wenn es nicht anders geht, aber er plädiert auf mit großer Energie für die Freiheit des Schauspielers. Wäre kein verdrängendes Urtheil die Stimme eines Predigers in der Wüste blieben.

Das Verfahren war und ist ungemein unästhetisch und durch-

Das Verfahren war und ist ungemein unästhetisch und durch-

Das Verfahren war und ist ungemein unästhetisch und durch-

Das Verfahren war und ist ungemein unästhetisch und durch-

das Schachschachier sie nieder, und beide zusammen haben wir sie begraben! Ach, was das eine Zeit! Gewallthaten sind wir — ach, Wolke mo! wohl an die drei Jahre immer unter bösen! Und wie er auf seinen Füßen stehen konnte und kanten wie ein festes Gütchen, da nahm ihn sein Vater mit sich auf's Pferd, oft halbe Tage lang — und wollte sich gar niemals von ihm trennen! Einem Tages ließ er ihn zurück bei mir, denn das Kind weinte — es bekam die letzten Kräfte sich erweisen, und dieser Sohn ist uns geblieben! — aber Gott hatte es so gewollt — denn Witz und Weiser hatte im Mitleid der Witz erklungen, und dort brachten sie mir den schönen großen Mann heim! Und so bin ich allein geblieben mit all dem Land und der großen Wirklichkeit!

Sie schlug den mit Herz gefüllten großen Mantel zurück und zog die Uhr.

„Ich kann nicht erkennen — bitte!“

Die gestillte junge blonde Frau neigte sich auf der offenkundigen Zamentafel hinüber, blickte und horchte:

„Sie sieht — sie ist um fünf Uhr stehen geblieben!“

„Und über das summevolle Gesicht lag ein Ausdrück höchster Verzweiflung — vielleicht war ihr Sohn schon tot — vielleicht um dieselbe Zeit geblieben — vor heute nicht schon davon, daß Ihren Heilen geblieben sind gerade um die Stunde, da in der Ferne ein geliebtes Lebenslicht erlosch?“

„Die Uhr ist neun!“ sagte eine leise, flüsternde Stimme.

„Im Rahmen einer Thür stand der Beamte mit dem stämmigen, lang und mager, mit eleganten Haaren und einem so summevollen, burschlichen und verführerischen Ausdrück unter seiner Schafschleife, daß die alte Frau, die wohl verstand, in den Augen und Mienen der Menschen zu lesen, nicht so an ihm vorüber ihren eigenen Lebensweg wandeln konnte, sondern ihn mit ihrer herrlichen, des Befehls gewohnten Stimme fragte: „Nun — was ist mit Dir — was fehlt denn Dir?“

„Er schlägt die Augen nieder und sagte leicht: „Aus ist es — propal!“ (erlosch).

„Und wie denn aus — und warum propal?“

„Nun noch bis Malatin — und dann ist es aus.“

„Und was ist aus?“

„Da bin ich entlassen!“

„Warum bist Du ein schlechter Beamter?“

vielleicht ist es auch schon eher aus — aus ist es doch — ganz aus!

„Und hast Du Geld?“

„Der Monat ist zu Ende — Mütterchen, was fragst Du? — und dem Doktor hast ich immer gegeben — vielleicht hilft mir Gott — die andere Barina hat doch vorhin gesagt: „Nun, bitten, daß man immer — und da hab' ich noch einmal Gott gebeten, daß er mir hilft, wenn auch nur wenig, denn es ist doch halb aus!“

Seine schwache Stimme kam dünner und dünner aus den murrenden, ätzenden Lippen — aber da rief die harte Stimme der alten Frau:

„Wer gibt mir für diesen Armen, ich bitte für ihn, wer giebt mir?“

Sie bekam nun reichlich, aber sie begnügte sich nicht, sie erhob die große Gestalt und ging in die benachbarten Anlagen. Als sie zurückkehrte war, pfiff der Zug; sie entnahm ihrer Brustfalte einen bunten Ehem und schlug die abigen Spenden hinein.

„Und nun geh! Und wenn es nichts ist mit Deinem Armer — hier hast Du meine Adresse — aber nun geh' auch für meinen Sohn, hört Du? Du bist so heilig und so sehr, wie Du vorhin für Dich gebetet, denn Du siehst: Gott allein kann helfen!“

„Malatin!“

Die Gepäckträger, die Ausreisenden, die neuen Passagiere, die Bennten und der unermüdliche Schornsteinfeger — Alles wogte durch einander. Es pfiff dann zum dritten Mal, und der Zug stand. Nun waren nun — und Einschiffung glücklich beendet; aber es blieb Malatin Zeit, in dem schönen runden Gesäß, von dessen Ruppel zahlreich Kronen herabhängen, und dessen Lippen in der Wunde zitternd gedekt und mit wirtlichen Palmenbäumen geschmückt waren, sich am Bästel, hinter dessen Rücken die weiß gezeichneten Hände, reichlich zu equidieren; da lagen neben einander auf seine Stöckchen gepackt die gebrauchten Wäpchen, ganze und halbe Hühner, in Stücke zerlegte Gänse und Enten — immer mit einem Stöckchen versehen, daß ein Jeder nehmen konnte, was er wollte: Bouillon, Thee, Kaffee und Wirogen, die auch auf der heimlichen Station nicht fehlen und fast immer vorrätig sind.

Die blonde junge Frau hatte den Zug verlassen, um umzufragen — aber ihr gutes Herz war noch immer bei der jammernden, hochberzigten Alten. Sie nahm Kaffee und Gebäck und begab sich damit zurück in den wartenden Zug.

„Gee Boyen!“ Sie mußte eine Grundauffage nehmen: „Sie sollen doch hart bleiben — denn morgen ist wohl ein schwerer Tag!“

„Sie nahm an und sagte alles auf das Klüßchen unter Fenster — dann ergriff sie die Hände der jungen Frau, zog ihre Stirn zu sich herab und küßte sie.

„Aufschinka — Gott segne Sie — Aufschinka — ich will auch immer Ihrer gedenken, wenn ich in den wartenden Zug — beten Sie mit, daß Gott mit ihm wiedersehen läßt — leben Sie wohl — leben Sie wohl!“

Sie lächeln sich noch einmal, und dann schieden sie —

wurde von anderen, wohin, woher, noch Art und Namen ein schönes Mittel und die rührende Neugierde war ein erlösendes Licht, wenn auch nur für kurze Zeit, auf dem dunklen Berg der alten Frau, deren Schicksal und doch so gewöhnliches Wesen jetzt in farrer Höhepunkte zwischen dem Berg des Lebens und dem Berg des Todes noch einmal schienen und langsam, langsam vorbeiging, bis der Zug mit seiner vollen Geschwindigkeit in das Dunkel der Nacht dahinströlte.

Auf den Schienen stand die lange, hagere Gestalt des Mannes, zitternd und halbtot; seine Hände waren in einem gelben, seine Blicke folgten an einem Augenblick, der seine Gedanken entwarf, wie der besterle Zug, an dem er ein Jahr in Arbeit und Thätigkeit verbracht hatte — der sein Brod und seinen Lebensunterhalt gab — nun stand da, ein junger und verlassen, ausgebrannt in der Werkstatt des Lebens — wie ein verlassener, verborger, unbrauchbarer — abgeworfener und zerstückter.

„Ehem brachte ein neuer Zug heran — er prang zurück — er ließ ihn nicht über sich hinweggehen.“

Malatin beachtete den Perron und trat in die große Mittelhalle, von der rechts und links die Wartehalle hinstreckte. Neben unter der Decke hing in seiner Ecke Malatinbild; die Anzahl mit dem beneidenden Blicken der Passagiere, vom Wirthschaftsbeweg, liege ihn und her.

An der Seitenwand stand der große geschäftige Geschäftsmann jeder größere „Wohhal“, wie man den Bahnhofsoffizier haben muß. Von seinem Kreuz herab blickte der alte Mann auf den armen Menschen, der jetzt auf die allersten Schritte und das verführerische Gebet sprach. Er schüttelte den Kopf und sagte leise und unermüdet: „Leichtschichte und weinte — Gott allein konnte die Trübsal, die dem eigenen und dem fremden Leid gollten weinte und betete lange — er hatte ja Zeit genug — Zeit bis zum Erben, er brachte nicht mehr, und her zu laufen mit Schutteln im Kopf und in der wie lebende Reflex zu empfinden — er war nun ganz und ganz fertig für die Pilgerfahrt — zurück in die Heimath, wo Niemand seiner harte, wo Niemand sich an freuen konnte; aber es war die Heimath, in der er sich so lang, langhin juristisch geübt, nun auf einem Sitz, der nicht so bequem war, wie der Dampfzug nicht geduldet.“

„Ob wohl die Mutter den Sohn noch an Leben fand, sie Kiew erreichte?“

„Wie viel Geld, wie viel Jammere hastet auf diesem Grund an einander vorber!“

„Wer?“ hat mit ein Trummer Müch in der Lanza zu erwidern, aber das ist doch ein zu geringer Theil — wie Tränen, wie viel Müd, wie viel heißes Gebet und Glüd die Erde, das seit Jahrtausenden unter die begabten von

Das Verfahren war und ist ungemein unästhetisch und durch-

Das Verfahren war und ist ungemein unästhetisch und durch-

Das Verfahren war und ist ungemein unästhetisch und durch-

Das Verfahren war und ist ungemein unästhetisch und durch-

Das Verfahren war und ist ungemein unästhetisch und durch-

Das Verfahren war und ist ungemein unästhetisch und durch-

Das Verfahren war und ist ungemein unästhetisch und durch-